✣ Kraft. ✣

Roman in zwei Bänden von Fritz Mauthner.

(18. Fortsetzung.)

Aus der gewohnten wissenschaftlichen Unterhaltung wurde heute doch nichts, und so durfte Wölfi nach einiger Zeit wieder herein kommen. Van Tenius vermied es, auf den neckenden Ton Offendorffs einzugehen, und Wölfi fand den Freund seiner Eltern heute ganz nett. Er wurde zutraulicher, und es machte ihm Spaß, den Schaukelstuhl hin und her zu bewegen, in dem van Tenius saß. Zweimal hatte van Tenius sich's verbeten. Dann sagte er streng:

„Laß das, Wölfi, oder Du bekommst einen Klapps!"

„Du kannst mir gar nichts thun!" sagte Wölfi und faßte abermals nach der Stuhllehne. Da hielt van Tenius die linke Hand des Kindes fest und gab ihm ganz ruhig einen Schlag, der nicht sehr weh thun konnte, aber ordentlich klatschte. Marianne fuhr auf, und Offendorff mußte sich zusammennehmen, um den Freund nicht ernstlich und heftig zur Rede zu stellen. Wölfi stand einen Augenblick sprachlos. Dann wollte er seinen Beleidiger mit geballten Fäusten angreifen. Ruhig hielt van Tenius das Kind bei beiden Fäusten, mußte aber doch aufstehen, um sich seiner zu erwehren. So wüthend war Wölfi geworden.

„Papa, Mama!" schrie er und seine Augen funkelten. „Der Mann hat mich geschlagen. Komm mir doch zu Hilfe, Papa! So steh' doch endlich auf! Wir müssen ihn niederschlagen!"

Als Wölfi sah, daß er gegen den Rechtsanwalt bei Papa und Mama nicht vertheidigt wurde, rief er noch einige Male nach Franz und warf sich endlich schluchzend und schreiend auf den Teppich nieder.

„Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen!" sagte van Tenius leise zu Offendorff.

„Es ist eine starke Probe für unsere Freundschaft," erwiderte Offendorff. Marianne versuchte umsonst, das Kind zu beruhigen.

Van Tenius setzte sich wieder in den Schaukelstuhl.

„So, Wölfi, jetzt wirst Du gelernt haben, daß man gehorchen muß. Ich bin ein alter Freund Deiner Eltern und habe das Recht, Dich zu bestrafen!"

„So beruhige Dich doch, mein Kind," flüsterte Marianne. „Du bist unartig gewesen. Der Schmerz wird schon vorübergehen."

„Es hat gar nicht weh gethan. Er kann gar nicht schlagen. Er hat gar keine Kraft. Aber ich lasse mich nicht schlagen! Von keinem Menschen! Abbitten muß er, oder ich schlage ihn wieder!"

„So," sagte Offendorff, „und Du hast die gute Frau Krieger in große Sorge versetzt, daß sie einige Stunden lang um Dich geweint hat. Und Du willst nicht abbitten, trotzdem sie Dir gar nichts gethan hat!"

„Ich lasse mich nicht schlagen!"

„Ich will Dir was sagen, Wölfi, vielleicht hast Du von mir nur einen Verweis verdient und noch keinen Schlag. Ich will Deinen Papa fragen. Und wenn es ihm recht ist, bitte ich Dich um Entschuldigung. Aber nicht früher, als bis Du selbst Frau Krieger um Entschuldigung gebeten hast!"

Wölfi sprang vom Boden auf und ordnete seinen Matrosenanzug. Einen fast humoristischen Blick des Einverständnisses warf er auf den Rechtsanwalt, dann stürzte er in Mamas Zimmer. Offendorff lobte mit seiner ironischen Stimme die Pädagogik des Rechtsanwalts, fügte aber nicht ohne Schärfe hinzu, er werde ihm künftig niemals wieder etwas von seinen Erziehungsrechten abtreten. Niemals!

„Sie verstehen das nicht ganz, lieber Freund. Der Schaden ist für dieses Mal nicht groß. Aber ich möchte nicht, daß Wölfi später als Officier an diesen Klopps erinnert würde."

Van Tenius vertheidigte sein Vorgehen ganz unpersönlich und stellte nur so zwischenburch die Frage, ob ein Lieutenant denn nicht gehorchen lernen müsse und ob denn Wölfi ganz unabänderlich der Kriegerkaste angehöre.

Jetzt kam Wölfi wieder und brachte mit triumphirendem Gesicht ein Blatt Papier herein. Er legte es dem Rechtsanwalt vor. Der las:

„Liebe Frau Krigger! Ich Bitte si also um Entschuldigung. In treuer Liebe ihr Wolfgang Freiherr von Offendorff."

„Schön, Wölfi, nur möchte ich Dir rathen, „bitte" klein zu schreiben und dafür „Sie" groß und mit „ie". Das sieht besser aus. Und jetzt zu uns Beiden. Hast Du denn wirklich nicht ein bischen Strafe verdient?"

„Jt, aber schlagen lasse ich mich nicht!"

„Dann werde ich Dich nie wieder schlagen! Du wirst aber nicht mehr so unartig gegen mich sein. Jst's so recht? Bist Du also zufrieden? Dann gib mir die Hand, und wir sind wieder gute Freunde. Ein guter Freund kann Dir mal einen Klapps geben."

Wölfi blickte sich nach seinen Eltern um. Offendorff schaute mit starrem Gesicht drein. Mama aber nickte dem Knaben aufmunternd zu. Da reichte Wölfi dem Rechtsanwalt die Hand und sagte mit gutem, offenem Ausdruck:

„Meinetwegen, so wollen wir gute Freunde sein. Aber schlagen darfst Du mich dann erst recht nicht!"

Der Brief an Frau Krieger wurde noch einmal geschrieben und dann wirklich abgeschickt. Marianne liebkoste das Kind. Offendorff blieb den ganzen Abend schweigsam.

Am Montag früh sollte Wölfi von Marianne nach Dresden zurückgebracht werden. Am Sonntag waren die Freunde wieder bei Offendorffs versammelt, und Wölfi zu Ehren gab es seine Lieblingsspeise und tüchtig was zu naschen. Offendorff verbarg seine Erregung hinter einer ungewohnten Streitlust. Van Tenius schien heute immer Unrecht zu haben, und schließlich spottete Offendorff über die Meinung, der Pole wäre in der That unschuldig. Ein Rechtsanwalt müsse natürlich immer die Partei des Clienten nehmen. Aber was da heute die Zeitung als Sonntagsneuigkeit aufgetischt habe, das sei doch nicht ernst zu nehmen.

Die Stiftstante wurde neugierig. Sie habe heute noch keine rechte Zeit gehabt und ihr Morgenblatt nur so überflogen; Wolfgang solle ihr doch die Geschichte noch einmal erzählen.

Offendorff war heute ungewöhnlich galant gegen die Stiftstante. Er ließ die Zeitung holen und sagte nach einigen Bemerkungen, die sich wieder mit scheinbar harmlosem Spott gegen den Rechtsanwalt richteten:

„Es ist als Stilleistung wieder recht erfreulich. Hört mal zu! Sie, Rechtsanwalt, kennen es natürlich schon! — „Der Mörder von Westend wird seine Strafe nicht so schnell leiden, wie es das Sicherheitsgefühl unserer Stadt und die höhere Rechtsordnung wohl verlangt hätte. Die gegenwärtige an interessanten und sensationellen Zwischenfällen so reiche Schwurgerichtsperiode wird vorübergehen, ohne daß der entmenschte Verbrecher vor den Schranken der Frau Justitia erscheinen wird. Der Vertheidigung ist es gelungen, eine nebensächliche Angabe des Elenden in den Vordergrund der Untersuchung zu rücken und den Prozeß solcher Gestalt in das Unendliche hinauszuschieben. Die Voruntersuchung wird wahrscheinlich erst im Herbst abgeschlossen sein. Wie wir unseren Lesern zuerst zu melden in der Lage waren, hat Twardki behauptet, das goldene Uehrchen seines Opfers, des trotz aller seiner Fehler bedauernswürdigen Zerpen, nicht geraubt oder dem Ermordeten abgenommen, sondern es auf der Straße bei Friedenau gefunden zu haben. Nachher soll ihm der goldene Zeitmesser mit den Initialen S. B. von dem großen Unbekannten geschenkt worden sein. Der große Unbekannte wäre eine Frauensperson, zu diesem Geständniß ließ sich der abgefeimte Verbrecher später doch herbei, mit welcher Twardki Beziehungen unterhielt. Nun hat die Vertheidigung, die sich in der bewährten Hand des bekannten Rechtsanwalts van Tenius befindet, Entlastungszeugen herbeigeschafft, die freilich den Mörder nicht zu retten vermögen, die es aber doch wahrscheinlich machen, daß die That nicht von ihm allein ausgeführt worden sein dürfte. Cherchez la femme! Die alte Wahrheit scheint sich wieder zu bestätigen. Der Pole hat sich halbe und ganze Nächte lang mit einem sicherlich nicht auf der Höhe der Moral stehenden Geschöpfe herumgetrieben. Für den Untersuchungsrichter besteht kein Zweifel darüber, daß jene Person irgendwie an der Unthat mitschuldig ist. Aber viel wird das dem heimtückischen Buben nicht helfen, und wir werden im Oktober voraussichtlich anstatt eines Angeklagten deren zwei auf der Anklagebank sitzen sehen. Mit unermüdlicher Umsicht wird die Untersuchung weiter geführt, und die Behörden sind jener unweiblichen Frauensperson bereits auf der Spur."

„Es ist nicht zu glauben," sagte die Stiftstante. „Wenn man nun in Friedenau wohnte, wo es doch sonst ganz gut sein soll, und das Dienstmädchen wäre auch so verlogen, wie sie alle sind, man wäre ja seines Lebens nicht sicher."

„Liebe Tante," sagte Vetter Richard, „die Person ist gewiß inzwischen nach Berlin übersiedelt. Da kommen sie Alle hin. Du brauchst vor Friedenau keine Angst zu haben."

„Und Sie glauben immer noch an die Unschuld des Polen, Rechtsanwalt?" rief Offendorff.

„Unbedingt," sagte van Tenius. Und er entwickelte seine Ansicht. Der Pole sei durch ihn so vollständig über den Ausgang des Prozesses beruhigt worden, daß er in seiner behaglichen Untersuchungshaft an den schlimmen Ausgang gar nicht denke und daher den Muth nehme, den Namen seiner Freundin zu verschweigen.

„Daß solche Leute noch galant sind!" sagte die Stiftsdame. „Können denn Mörder verliebt sein?"

„Sehr," erwiderte Offendorff ernsthaft. „Und ich bin davon überzeugt, daß unser Freund, der Rechtsanwalt, von diesem Mitgefühl erfüllt für die ritterliche Liebe des Polen, eine unerhörte platonische Liebe wahrscheinlich, ernsthaft an seine Unschuld glaubt. Rechtsanwälte und Angeklagte sind immer unschuldig. Also die Person unseres Freundes aus dem Spiel gelassen, meine ich doch, daß unsere Rechtspflege seltsame Gewohnheiten hat. Sie gestattet jedem Mörder und Betrüger, sich für sein erbeutetes Geld einen rechtskundigen Mann zu kaufen, der dann das eifrigste Bestreben haben muß, die anständige Herkunft dieses Geldes nachzuweisen. Ich sehe, ich verfalle täglich mehr meinen reaktionären Neigungen. Da ging es aber wirklich im Mittelalter verhältnißmäßig ehrlicher zu, im dreißigjährigen Kriege, meine ich, Tante. Da zog der Soldat oder der Oberst in den Krieg, um Beute zu machen. Hatte der Soldat oder der Oberst so viel Menschen erschlagen und so viel Häuser angezündet, daß er sich ein Gütchen leisten konnte, so brauchte er nicht erst einen Rechtsanwalt, um sich für honorig erklären zu lassen. Die allgemeine Rechtsanschauung besorgte das umsonst. Wenn Du in den Krieg ziehst, Wölfi, wirst Du es nicht mehr so gut haben. Heutzutage müßte jeder Lieutenant sich einen Rechtsbeistand mitnehmen oder selbst ein bischen die verdammten Gesetze studiren, um aus dem Kriege wieder mit heiler Ehre nach Hause zu kommen. Eine heile Haut ist nicht nöthig. Die zerrissene Haut flickt der Staat mit eisernen Kreuzstichen. Aber wehe dem Soldaten, der ein Huhn stiehlt, weil er nicht verhungern will, oder eine Decke, weil er nicht frieren will. Der Rechtsanwalt degradirt ihn oder läßt ihn erschießen. Der Rechtsanwalt steht über dem General. Der Rechtsanwalt regiert die Welt mit Tinte und Feder. Du mußt darum Achtung haben vor dem Rechtsanwalt, mein lieber Wölfi, und mußt Dir manches von ihm gefallen lassen!"

Alle schwiegen. Wölfi blickte den Rechtsanwalt groß an, steckte eine Dattel in den Mund, nahm den Kern heraus und zielte damit lustig nach der Stiftstante, die erschreckt die Hand vor's Gesicht hielt. Dann sagte er:

„Gefallen lassen thue ich mir nichts mehr. Aber warum trägt er denn keine Uniform?"

Van Tenius kam Offendorff mit einer Antwort zuvor. Ernsthaft und warnend sagte er:

„Du hast Deinen Papa nicht ganz verstanden. Er hat ein bischen Spaß gemacht, Wölfi. Aber lauter Spaß war es nicht. Eine Uniform tragen wir schon, wenn wir im Dienst sind. Keine so lustige wie die Officiere, eine schwarze Uniform. Der Kaiser aber läßt uns die Uniformen tragen wie die Officiere. Und es gibt gute und schlechte Richter und Rechtsanwälte, wie es gute und schlechte Officiere gibt."

Die Stiftstante hatte Lust, das peinliche Gespräch fortzusetzen. Aber Vetter Richard kam der verwirrten Hausfrau zu Hilfe. Sie werde morgen in Dresden gewiß nicht versäumen, ihr „Fräulein Schwester" zu besuchen.

Offendorff merkte zuerst, daß der Vetter aus einer vagen Aehnlichkeit mit der Sixtina ein Compliment drechseln wollte, und die Heiterkeit war rasch wieder hergestellt. Man blieb noch einige Stunden beisammen, und Wölfi wurde schließlich in allen Tonarten mit seiner Rückreise geneckt. Jeder von den Gästen gab dem Knaben vor der Trennung noch gute Lehren auf den Weg, Vetter Richard sagte ihm, daß nicht jeder Deserteur einen Transporteur mitbekomme, wie Wölfi's Mama. Van Tenius ließ den Zwölfjährigen sagen, daß sie dumme Jungen seien. Die Stiftstante aber warnte das Kind vor leichtsinnigem Schuldenmachen. Im Nothfalle aber solle sich Wölfi die Adresse der alten Tante merken, die zwar keine Reichthümer besäße, aber für einen kleinen Spitzbuben immer was auf der hohen Kante liegen hätte.

Dann blieben die Eltern mit Wölfi wieder allein, und Offendorff nahm mit überströmendem Gefühl von dem Kinde Besitz, als ob man es ihm bisher streitig gemacht hätte. Er wollte es nicht sehen, daß Wölfi von ihm hinweg immer zur Mama strebte, daß es ihm schwer wurde, neben dem Krankenstuhle des Vaters auszuhalten, daß er für seine ernsten Mahnungen kein Ohr hatte. Marianne hielt sich dicht zu Wölfi, damit er so bei Papa blieb. Aber Offendorff schickte sie da und dorthin, wie um seinen Sohn auf die Probe zu stellen. Und seine Stimme zitterte, wenn Wölfi der Mama mit den Augen folgte und ihm zerstreute Antworten gab.

Endlich erinnerte Marianne daran, daß es für das Kind Zeit sei, schlafen zu gehen. Sie schlang den Arm um Wölfi's Leib und schickte sich an, ihn fortzuführen, in ihr Zimmer, wo er die Woche lang auf dem Sopha geschlafen hatte, neben ihrem Bett. Noch einmal hielt Offendorff das Kind zurück, das nun schon mit müden Augen von ihm weggekehrte.

(Fortsetzung folgt.)

— Warum. A.: „Willst Du mich nicht Deiner hübschen Cousine vorstellen?" B.: „Gewiß will ich es, wenn Du es wünschest, thun, aber ich bitte Dich schon jetzt, solltest Du sie je heirathen, mir niemals Vorwürfe wegen dieser Vorstellung zu machen."

— Neue Frage. „Solchen Mann wie Sie wünsche ich mir einst für meine Tochter!" — „Ja, können Sie denn auch schon einen Schwiegersohn ernähren?"

Der Ehre willen!

Skizze von Josef Erler.

„Rascher, rascher, Kutscher, fahrt zu!"

„Der Weg ist schlecht, Herr, der Wagen —"

„Mag in Trümmer gehen, nur vorwärts."

„Aber die Pferde —"

„Fahre sie lahm, ich hafte für die Kosten."

Der Kutscher hieb auf die Gäule ein. Der Wagen rasselte über die holperige, vom geschmolzenen Schnee aufgeweichte Vizinalstraße, die wir von der Chaussee abbiegend eingeschlagen hatten. Es war eine entsetzliche Fahrt. Aber ich achtete nicht darauf. Nur der Notschrei klang mir noch immer in den Ohren, den ich vor einer Stunde aus angsterfülltem Frauenmunde vernommen hatte, die inhaltschweren Worte — „um Leben und Tod". Durch heftiges Pochen war ich aus dem Schlafe geweckt worden, in den ich in meinem Inspektionszimmer erst spät nach Mitternacht verfallen war. Eine junge Frau stürzte schreckensbleich durch die Tür. Trotzdem sie nur notdürftig bekleidet war und bloß ein Schleier die halbgeöffneten blonden Haare unvollkommen verhüllte, erkannte ich auf den ersten Blick, daß sie den besseren Ständen angehören mußte.

„Um des Himmels Barmherzigkeit willen, stehen Sie mir bei, Herr Kommissär."

„Was ist Ihnen geschehen?"

„Mein Mann hat soeben das Haus verlassen — er ist fortgefahren zu einem Duell mit dem Grafen R."

„Ihr Mann?"

„Der Advokat Doktor S. Ich bitte und beschwöre Sie, tun Sie alles, was in Ihrer Macht liegt, das Schreckliche zu verhindern. Es handelt sich um Leben und Tod!"

„Um Leben oder Tod?"

„Jawohl. Es ist entsetzlich. Wie es so weit gekommen ist, weiß ich selbst nicht. Graf R. wurde mir heuer auf dem Universitätsballe vorgestellt. Er konversierte den Abend wiederholt mit mir, machte mir am folgenden Tage seinen Besuch, erwies mir einige Aufmerksamkeiten und — o, Herr Kommissär, beurteilen Sie mich nicht falsch! — Ich habe mich aus weiblicher Eitelkeit etwas schwächer gezeigt, als ich es hätte sein dürfen, aber ich habe nichts Schlechtes begangen. Bei dem unschuldigen Haupte meiner Kinder kann ich es beschwören."

„Sie haben Kinder?"

„Einen Knaben und ein Mädchen. Sie sind so allerliebst. Wenn nicht mit mir, haben Sie doch mit den schuldlosen Wesen Mitleid. Sie sind wohl auch verheiratet und Familienvater. O, eilen Sie, eilen Sie, ehe es zu spät ist!"

„Und wo soll das Duell stattfinden?"

„Etwa eine Stunde außerhalb der Stadt, nächst der Ruine Fragburg. Ein Billett eines Sekundanten meines Mannes, das ich auf dessen Schreibtisch gefunden habe, hat mir alles verraten."

„Und die Stunde?"

„Sieben Uhr früh."

„Sechs Uhr schon vorüber — dann habe ich keine Minute mehr zu verlieren."

„Ich beschwöre Sie, rasch, Herr Kommissär. In Ihren Händen liegt mein Lebensglück, an jedem Ihrer Schritte hängt Leben oder Tod." —

Bis ich die erforderlichen Polizeiagenten zu meiner Begleitung kommandiert und einen Wagen beschafft hatte, waren wieder zehn kostbare Minuten verronnen. Zudem erwies sich der Weg nach der Ruine Fragburg so schlecht praktikabel, daß ich wohl kaum mehr hoffen durfte, rechtzeitig mein Ziel zu erreichen. Jedenfalls mußte ich das Unmögliche dazu versuchen.

Der Fall war geeignet, große Sensation zu erregen. Graf R., ein Löwe unserer jeunesse dorée, war eine stadtbekannte Persönlichkeit, ebenso der Advokat Doktor S., dessen vortreffliche Verteidigungen in mehreren der jüngsten großen Strafprozesse ihm aus bisher bescheidenen Verhältnissen den Weg zu Ansehen und Reichtum zu erschließen schienen. Der Advokat stand in den besten Mannesjahren und war erst seit einigen Jahren verheiratet. Seine Frau, die Tochter eines höher gestellten Beamten, hatte bisher nur durch ihre Schönheit und Unzulänglichkeit von sich reden gemacht.

Erst in letzter Zeit waren die pikanten Causerien der besseren Gesellschaft unserer Stadt durch die Kunde bereichert worden, daß Graf R. der schönen Advokatenfrau seit Fasching in auffallender Weise den Hof machte. Dies genügte, um den bösen Zungen einen willkommenen Stoff zu geben, den sie in gewohnter, mit der Wahrheit keineswegs ängstlichen Weise verwerten konnten. Doktor S. mußte mehr davon gehört haben, als ihm im Interesse seiner Mannesehre zulässig erschienen mochte. Wie wir bereits informiert waren, hatte er in einem bekannten Café mit dem Grafen R. eine diesbezügliche Auseinandersetzung gehabt, welche die mir eben von der bedauernswerten Frau erstattete Anzeige vollkommen glaubwürdig erscheinen ließ.

In schnarrenden Tönen schlug die Dorfkirchenuhr zu T. die siebente Morgenstunde. Betroffen kontrollierte ich meinen Chronometer. Auch von der stadtüblichen Zeit fehlten nur mehr wenige Minuten auf Sieben und wir brauchten noch mehr als eine Viertelstunde, um unser Ziel zu erreichen.

Die Ruine Fragburg lag malerisch auf einem Vorsprunge des Mittelgebirges, welches sich wellenförmig im Süden der Stadt ausdehnte. Im Sommer war dieselbe ein beliebter Ausflugspunkt der Städter, jetzt im Frühling, wo der Schnee nur zum Teil von den Wegen geschmolzen war, lag sie, und speziell zu so früher Morgenstunde, öde und verlassen. Der Platz war für die voraussichtlich blutige Austragung eines Ehrenhandels mit Geschick gewählt.

Als der Wagen den Fuß der Anhöhe erreicht hatte, sprang ich aus demselben. „Mir nach!" rief ich meinen beiden Agenten zu und eilte den ziemlich steilen Anstieg ihnan.

Da — war dies nicht ein dumpfer Knall, dann noch einer — mir erstarrte das Blut in den Adern, ein Blick auf die aufmerksam gespannten Mienen der beiden Agenten bewies mir, daß ich recht gehört hatte — wir waren zu spät gekommen.

Zu spät!

Da lag er, der jugendkräftige Mann, vor kurzem noch glücklicher Gatte und Vater, die stolze Brust, die das Selbstbewußtsein und Vertrauen auf eine glänzende Zukunft geschwellt, von einer mörderischen Kugel durchschossen. Das warme Herzblut tropfte aus der Wunde nieder und rötete die Schneeglöckchen, die wie im Schauder ob solchen Geschehnisses kaum die Köpfchen aus der weißen Schneedecke hervorzustecken wagten.

Dies war der erste Eindruck, den ich von dem entsetzlichen Bilde empfangen. Ich eilte sofort auf den Schwerverletzten zu. Der Arzt hatte dessen Haupt auf seinen Schoß gelegt und drückte eben eine Kompresse auf die offene Wunde. Unter dem feuchtkalten Drucke zuckte schmerzlich das Antlitz des Unglücklichen.

„Rettungslos?" fragte ich den Arzt.

Derselbe nickte ernst mit dem Kopfe. „Haben Sie noch einen Wunsch, Herr Doktor S.?" fragte er dann mit hörbar bewegter Stimme.

Der Sterbende schien ihn nicht verstanden zu haben. Er gab keine Antwort. Dann löste sich ein Seufzer von den bleichen Lippen und in gebrochenem Tone klangen von denselben die Worte: „Alles — alles verloren, nur — die Ehre gerettet!"

Und als ob diese letzte Anstrengung alle Kräfte verzehrt hätte, sank sein Haupt schwer zurück. Langsam ließ der Arzt den Körper in den Schnee niedergleiten.

„Wir sind zu Ende!" sagte er, „mir bleibt nichts mehr übrig, als den Tod des Doktor S. zu konstatieren."

Da trat Graf R., der während dieser erschütternden Szene mit kalter Miene mit seinen Sekundanten, zwei Kavallerieoffizieren, seitwärts gestanden war und den Pistolenkasten in Ordnung gebracht hatte, herzu.

„Tot?" fragte er.

„Jawohl, Herr Graf. Der Schuß muß das Herz Ihres Gegners gestreift haben," erwiderte der Arzt.

„Dachte es mir. Habe mein Ziel scharf genommen. Ich danke, meine Herren."

Damit verbeugte er sich leicht und wollte sich entfernen. Da trat ich rasch zu ihm und stellte mich in meiner Eigenschaft vor.

„Ich muß Sie ersuchen, Herr Graf, uns zu begleiten."

Der Graf blickte mich sichtlich überrascht an.

„Wozu, mein Herr? Ich stehe jederzeit der Behörde zur Verfügung. Mein Name bürgt für mich zur Genüge. Ihre Tätigkeit dürfte übrigens dort erfolgreicher in Anspruch genommen werden." Er wies auf den Leichnam des unglücklichen Advokaten.

„Da Herr Graf sich selbst zu stellen bereit erklärt haben, ersuche ich Sie, sich drei Uhr nachmittags in meinem Bureau einfinden zu wollen."

Ohne Erwiderung entfernte sich Graf R. mit seinen Sekundanten. Ich selbst aber veranlaßte mit Hilfe des Arztes und der beiden Korpsstudenten, die dem Advokaten sekundiert hatten, die Ueberführung des Leichnams.

* * *

Der Name des Grafen R. war eine schlechte Bürgschaft gewesen. Er erschien zur bestimmten Stunde nicht in meinem Bureau. Die nach seinem Verbleib eingeleiteten Recherchen ergaben, daß er in das Ausland entflohen war. Was lag daran? Wenn er sich auch nicht der Strafe entzogen, hätte doch die ganze Strenge des Gesetzes keine Sühne für die furchtbaren Folgen seiner Tat geboten. Diese Ueberzeugung hatte ich erhalten, als mich die schwere Aufgabe getroffen, die Leiche des Gatten zu seinem unglücklichen Weibe zu geleiten.

Eine herzzerreißende Szene spielte sich vor meinen Augen ab. Nie in meinem Leben werde ich vergessen, wie das schöne, im Schmerze aufgelöste blonde Weib zu meinen Füßen lag und ihre beiden, vor Entsetzen und Angst zitternden Kinder, welche die Schwere des Unglücks nicht begriffen, an ihre Brust gedrückt, mich um die letzten Worte ihres Gatten fragte.

„Alles verloren — nur die Ehre gerettet," berichtete ich wahrheitsgetreu.

„Alles verloren — ja, alles verloren, ihr unglücklichen Kinder, ihr seid nun arm und verlassen — nichts ist euch mehr geblieben als eine verzweifelnde Mutter, die an der Leiche eures Vaters schwört, daß sie keine Sünde begangen!"

Ich habe ihr aufs Wort geglaubt. Und all dies grenzenlose Unglück — um der Ehre willen?!!

Zur Fleischfrage in Kanada.

Wildschätze des Landes sollen ausgebeutet werden.

Der berühmte kanadisch-amerikanische Nordlands-Forscher Stefansson legte unlängst den beiden Häusern des kanadischen Parlaments in einer Ansprache eindringlich ans Herz, wie wichtig es sei, den Caribou und den Moschus-Ochsen viel größere Aufmerksamkeit zu widmen, als Quelle einer noch sehr aussichtsvollen Fleischversorgung mindestens für die kanadische Nation. Eine Regierungskommission betreibt jetzt eine gründliche Untersuchung der arktischen und der südlich ihnen vorlagernden Gegenden und der geeigneten Maßnahmen zur besseren Ausnutzung und Erhaltung dieser Nahrungshilfe.

Die Schätzungen über die Gesamtzahl der Caribou im hohen Norden schwanken zwischen zwanzig und sechzig Millionen! Auf die Genauigkeit der Ziffer kommt es indes nicht an; alle Kundigen wissen, daß die Zahl noch sehr groß ist. Wölfe und Jäger töten jährlich tausende von ihnen. Das Fleisch kommt dem von Rehen gleich; auch läßt sich aus den Häuten ein Leder machen, das eine gute Nachahmung von Gemsleder bildet. Die neue Hudsonbai-Eisenbahn, ein Zweig des nationalen kanadischen Bahnsystems, eröffnet eine bequeme Route, die erlegten Tiere in Massen zu Markte zu bringen.

Nicht so zahlreich sind die Moschus-Ochsen; aber Hr. Stefansson glaubt, daß der Bestand noch sehr bedeutend vergrößert werden könnte, wenn ein guter fortschrittlicher Aufsichtsdienst eingerichtet würde, ebenso wie im Falle der Caribou. Das Fleisch wird dem besten Beef gleichgestellt; auch liefern sie eine Wolle, welche einen vollwertigen Ersatz für die hochgeschätzte von Merinoschafen bieten kann. Bei einer zweckmäßigen Fürsorge für die Herden sollten die Moschus-Ochsen eine große Zukunft als geschäftlicher Faktor haben, — in diesem Falle ist es für eine solche Politik noch nicht zu spät. In diesem Sinne dürfte die Kommission auch berichten.

Kriegsgefangenen-Elend.

Grausam hart ist das Los der österreichischen Gefangenen in Sibirien. Es erinnert an das Schicksal, das die Syrakuser den Athenern bereiteten. Das erhellt aus einer Karte, die Universitätsprofessor Doktor Wilhelm Kosch der Wiener „Reichspost" zur Verfügung gestellt hat. Sie ist aus Krasnojarsk vom 1. März d. J. Absender ist Dr. Hugo Häusle aus Rankweil in Vorarlberg, bisheriger Lektor für deutsche Sprache an der Universität Czernowitz. Er ist nach der zweiten Lemberger Schlacht gefangen genommen worden und seit 1914 in Krasnojarsk in Sibirien. Dr. Häusle schreibt: „Seit eineinhalb Jahren bin ich ohne jede Nachricht aus der lieben Heimat. Es ist zum Verzweifeln. Fünf Jahre als Gefangener in Sibirien zu leben, ist ein hartes Los, und ich bin fest überzeugt, daß ein jeder Schwerverbrecher, der jahrelang im Kerker sitzt, besser daran ist. Warum müssen gerade wir Unschuldige so leiden? All unser Sehnen und Hoffen ist vergebens. Niemand kümmert sich um uns hilf- und rechtlose Geschöpfe. Niemand öffnet uns die Wege in die Heimat. Der große Humanitätsdusel besteht eben darin, arme Menschen physisch und seelisch zugrunde zu richten. Es ist und bleibt eine unauslöschliche Kulturschande daß man Kriegsgefangene fünf Jahre unter den schwersten Verhältnissen leiden läßt. Aussichtslos ist unser Hoffen, trostlos unser Leben. Nur eine baldige Rückkehr in die liebe Heimat kann uns wieder aufrichten." — „Unser auswärtiges Amt," schreibt das Wiener Blatt, „scheint die Gefangenen in Sibirien vergessen zu haben. Nichts rührt sich zu ihrer Befreiung..."

Das Geld ist wie ein Igel: viel leichter zu ergreifen als festzuhalten.

Die Mädchen befleißen sich gewöhnlich aller Tugenden, um Männer an sich zu ziehen (und wahrlich, in diesem Stücke sind sie Meisterinnen), sind sie aber erst Weiber, so üben sie alle Untugenden aus, gleichsam als wollten sie sich für den Zwang der früheren Jahre schadlos halten.

Allerlei für's Haus.

Behandlung der Schleier.

Weiße Schleier, auch solche mit schwarzen Tupfen, wäscht man in lauwarmem Wasser, dem man etwas Borax, weiße, geschabte Seife und einige Tropfen Salmiakgeist hinzufügt. Die Schleier dürfen nicht gerieben, sondern im Wasser nur sanft ausgedrückt werden. Dann spült man sie in lauwarmem, wieder mit etwas Borax versetztem Wasser nach und zieht sie durch Zuckerwasser oder, wenn sie keine schwarzen Tupfen haben, durch Milch. Man plättet sie nicht, sondern spannt sie glatt und gerade gezogen auf einen mit einer sauberen Decke bedeckten Tisch, indem man sie vorsichtig mit Nadeln feststeckt. Dort bleiben sie so lange, bis sie trocken sind. Man wäscht sie auch in lauwarmem Seifenwasser, spült in reinem, kaltem Wasser nach und stärkt sie in ein wenig dünn gekochter Stärke, der ein wenig Waschblau zugesetzt wurde. In ein reines, weißes Tuch gelegt, wird der Schleier sanft mit der flachen Hand geklopft und dann aufgespannt oder zwischen Leinentüchern schnell überplättet.

Spanische Spitzenschleier legt man in kaltes Wasser, dem etwas Essig zugesetzt ist.

Farbige und schwarze Schleier wäscht man mit Gallseife in kaltem Wasser und zieht sie dann durch dünnes Gummiwasser, das man sich bereitet, indem man etwas Gummiarabikum in Tee oder schwarzem Kaffee auflöst. Die Schleier werden aufgespannt, nicht geplättet.

* * *

Steppdecken.

Wenn man nach den nachfolgend gegebenen Winken verfährt, ist weder ein Mißlingen noch eine zu große Arbeit durch das Selbstwaschen der Steppdecken zu befürchten. Im Frühling, wo die Sonne noch nicht zu sengend wird, ist die geeignete Zeit dafür. Zuerst sehe man die Decken auf Flecken hin genau durch und entferne diese mit Quillajarinde oder Gallseife. Auch die Nähte prüfe man und nähe aufgegangene Stiche nach. Dann weiche man die Decken am Abend vor dem Waschtage in lauwarmes Boraxwasser ein. Von 3 Pfund Quillajarinde koche man mit 5 Liter Wasser einen Absud, den man, in 2 Hälften geteilt, den beiden Waschwässern zusetzt, die ebenfalls nur lauwarm sein dürfen. Die aus dem Boraxwasser ausgedrückten Decken werden in dem ersten Waschwasser fleißig getaucht und gedrückt, wobei man die Ränder und Mittelfelder besonders berücksichtigt. Ein Reiben der Decken zwischen den Händen oder auf dem Waschbrett muß ebenso streng vermieden werden, wie ein Auswringen, denn durch beide Hantierungen würde die Wattefüllung leiden und verschoben werden, was dann häßliche Wülste gäbe. Gut ausgedrückt, werden die Decken in das zweite Waschwasser gegeben und hier genau wieder so behandelt.

An der Beschaffenheit der Waschwässer wird man sehen, wie viel Schmutz die oft gar nicht so schmutzig aussehenden Decken von sich gaben und wie notwendig die Reinigung war. Wieder gut ausgedrückt, kommen die Decken nun in ein lauwarmes Spülwasser, dem man zur Auffrischung der Farben eine Handvoll Salz und etwas Weinessig zufügte und dieses gut untereinander rührte. Ohne die Decken sehr auszudrücken, hängt man sie über zwei ziemlich dicht nebeneinander gespannte Leinen im Freien auf und läßt das Wasser ablaufen, dabei öfters die herabhängenden Kanten und Zipfel, in denen sich das Wasser sammelt, ausdrückend und wieder gerade zupfend. Das Aufhängen der Decken muß möglichst gerade und glatt erfolgen, die Mitte der der Länge nach aufgehangenen Decken muß über den beiden Leinen liegen. Eine Leine würde einen zu scharfen Bruch in der Mitte der Decke verursachen, deshalb sind zwei Leinen ratsamer. Nun läßt man die Decken, am besten an etwas windigen, warmen Tagen und nicht gerade in der Mittagszeit, völlig trocknen, sie öfters mit einem recht dünnen Rohrstöckchen tüchtig klopfend, damit die Wattefüllung recht locker und voll wird. So lange die Sonne noch hoch steht, wende man die Steppdecken mit der linken Seite nach oben, damit ein Verbleichen der Farben verhütet wird. Bei doppelseitigen Steppdecken muß man während der sonnigsten Stunden ein Bettlaken über die Decken breiten. Bei blauen Decken frischt ein stark ablautes Spülwasser die Farbe oft wie neu auf. Vor dem Ingebrauchnehmen überzeugt man sich sorgfältig, ob auch ja die Decken völlig trocken sind, lasse sie lieber noch einige Tage lang im Freien hängen und des Nachts im Hause, entweder hängend oder flach liegend, nicht gefaltet.

Eine Freude im Unglück ist ein Trost, ein Leid im Glück eine Mahnung des Schicksals.

Die meisten Menschen haben zweierlei Meinungen: eine, die sie aussprechen und eine, die sie für sich behalten.

Als die Natur die Schriftsteller erfunden und fabriziert hatte, machte sie aus den abgefallenen Spänen die Rezensenten.